

Im Paradies.

Roman von **Woldemar Urban.**

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Marianne sah Peppa einen Augenblick an und verstand sofort, daß ein großer Schmerz in dem jungen Mädchen wühle. Dann küßte sie sie rasch auf beide Wangen und flüsterte: „Geduld, nur Geduld!“

Marianne mochte meinen, es sei ihres Bruders wegen, daß Peppa so niedergeschlagen war. Peppa verstand sie nicht. Sie ging langsam durch den Park nach der Stelle, wo sie nachmittags immer einige Stunden malte. Aber heute wollte es nicht recht vorwärts gehen mit ihrer Arbeit. Ihr Herz war zu voll, und mehr als einmal ertappte sie sich darüber, wie ihre Hand mit dem Pinsel müde herabgesunken war, und ihr Auge trübe und thränenfeucht auf dem weiten, unendlichen Meer irrte, ziellos, zwecklos — wie ihre ungestüme Leidenschaftlichkeit.

Marianne war in das Haus getreten, um ihrem Vater das Schreiben des alten Marini zu übergeben. Er nahm es übellaunisch, mißtrauisch und schien schon zu ahnen, was es enthielt. Fortwährend Geld und immer wieder Geld geben, das war nicht gerade nach seinem Geschmack. Trotzdem seine Kenntnis des Italienischen nicht weit her war, genügte sie doch, um ihn den Inhalt des Schreibens verstehen zu lassen.

„Nun,“ fragte seine Tochter, die ihn aufmerksam beobachtete, „was wünscht der Commendatore Marini?“

Obermeyer zuckte spöttisch die Achseln. „Was, Commendatore!“ sagte er verächtlich. „Ein schöner Commendatore! Geld wünscht er natürlich. Ich habe die Geschichte nun nachgerade satt. Du hättest das Bild gar nicht bestellen sollen. Auf diese Weise wird das eine teure Geschichte.“

„Aber Vater, er wird es wohl nötig brauchen.“

„Das glaube ich ganz gern. Aber seitdem ich in Neapel bin, scheint hier alle Welt sehr nötig Geld zu brauchen, und immer von mir! Was gehen mich diese Leute an? Ich habe dir nachgegeben, Marianne, und die Villa für einen ungeheuerlichen Preis gemietet, weil sie dir nun einmal gefiel, aber was zu viel ist, ist zu viel. Nun will Marini wieder dreihundert Lire, damit er seinem Sohn einen Verteidiger stellen kann.“

„Ich dachte es. Gieb mir das Geld, Vater. Ich will es Peppa auf eine schonende Art übergeben.“

„Ei was, schonend hin, schonend her! Ich werde mich hüten. Das Bild ist so viel gar nicht wert, auch wenn es fertig wäre. Ich mag diese Bettelei nicht.“

„Gieb mir das Geld,“ sagte Marianne dringlicher, fast ängstlich, „wozu willst du erst noch unnütze Worte machen?“

„Das Bild —“ begann ihr Vater wieder, aber sie ließ ihn nicht weiterreden.

„Laß doch das Bild,“ unterbrach sie ihn hastig und legte ihre Hand bittend, schmeichelnd auf seinen Arm. „Das Bild hat ja mit der Sache nichts zu thun. Es gilt, einen Unschuldigen von einem fürchterlichen Verdacht zu retten, Vater, es gilt, den Leuten in ihrer ärgsten Not, in der Verzweiflung helfend beizuspringen — was wollen wir uns darüber lange unterhalten — gieb mir das Geld.“

„Du bist nicht recht gescheit, Marianne. Ich kann nicht immer so mit dem Gelde herumwerfen, ich habe weiter zu denken und noch mehr Kinder außer dir.“

Generalmajor a. D. Budde,
der neue preußische Minister der öffentlichen Arbeiten.
(S. 214)
Mit Genehmigung von E. Bieber, Hofphotograph in Berlin und Hamburg.

„Vater —“

„Und dann ist das mit dem jungen Marini auch so eine Sache. Die Leute werden schon wissen, warum sie ihn eingesteckt haben. Was weißt du von seiner Unschuld?“

„Er ist unschuldig, sage ich dir,“ rief sie heftig, „ich weiß es.“

„Du weißt es? Das wollen wir doch erst abwarten.“

„Ich weiß es. Und wenn hundert Urteile ihn schuldig sprechen, so blicke ich nur einmal in seine Augen und ich weiß, daß er unschuldig ist. Mario ist kein böser Mensch.“

Sie war erregt, und wenn sie sich auch bemühte, ihre Aufregung zu verbergen, so sah er doch, daß ihr die Thränen in die Augen traten.

„Marianne —“ sagte er erstaunt.

„Gieb mir das Geld, Vater, gieb mir das Geld, wenn du mich lieb hast,“ flehte sie dringender.

Er sah sie aufmerksam forschend an.

„Höre mir einmal zu, Marianne,“ sagte er dann nach einer kleinen Pause, während der sie die Augen verschämt zu Boden schlug, „es ist nicht klug, wenn wir uns allzusehr in Verhältnisse mischen, die uns fremd sind, uns nichts angehen. Ich sage dir, du kennst die hiesigen Leute nicht. Sie sind falsch und hinterlistig. Und wenn du noch so sehr von der Unschuld des jungen Marini überzeugt bist, so —“

„Vater,“ unterbrach sie ihn mit unaufhaltsam hervorstürzenden Thränen, „raube mir nicht den Glauben an ein gutes Menschenherz. Mario ist an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen so unschuldig wie du und ich. Ich weiß es, mein Herz sagt es mir, und es wäre Sünde, die unglücklichen Menschen in ihrer Not zu verlassen. Gieb mir das Geld!“

Nun lag sie schluchzend und weinend an seiner breiten Brust. Ihr zarter Körper zuckte auf, durchschauert von der heftigen inneren Erregung — und der Arzt hatte ihm auf die Seele gebunden, jede Aufregung von dem jungen Mädchen fern zu halten. Was war nur plötzlich in sie gefahren? Liebte sie den jungen Mann so heftig, daß sie es selbst ihm nicht mehr verbergen konnte? Oder war es nur Mitleid?

Liebkosend fuhr er ihr über den blonden Scheitel. Schließlich war es ja nicht viel, für ihn nicht viel, was sie für ihre Ruhe forderte. Freilich, wenn das so fortging, dann wäre die Sache am Ende doch unangenehm geworden.

„Sei still, Marianne,“ redete er ihr zu, „beruhige dich. Komm, du sollst das Geld haben, um deiner Ruhe willen. Aber du mußt mir eines versprechen.“

Sie schrie laut und freudig auf, sah ihn mit glücklich leuchtenden Augen an, dann hob sie sich auf die Zehen und küßte ihren Vater dankbar stürmisch auf den Mund.

„Lieber, lieber Vater, alles, was du willst, will ich dir versprechen, nur hilf noch das eine, das einzige Mal," haftete sie aufgeregt hervor.

„Nun gut. Dieses einzige Mal noch, Marianne. Versprich mir, daß dies das letzte Mal ist, daß du Geld von mir für solche Sachen verlangst."

Beglückt versprach sie es ihm ohne langes Besinnen. Sie hatte die frohe Ueberzeugung, daß nun alles auf einmal wieder gut werden müsse, als ob weiter nichts fehlte, als daß ein Advokat die Unschuld Marios darlegte.

Ihr Vater zählte ihr dreihundert Lire auf. Es waren lauter Zehn-Lire-Scheine, wie er sie von seinem Bankier erhalten hatte, und sie nahm die Scheine, hastig, freudig erregt, und packte sie in einen Briefumschlag, auf den sie die Adresse des Commendatore Marini schrieb. Dann sprang sie voller Freude hinaus in den Park zu Peppa.

„Ecco," rief sie schon von weitem, den Umschlag in der Luft schwingend, „ecco!" Sie wußte weiter nichts. Sie wollte Peppa noch sagen, daß das die Antwort ihres Vaters auf das Schreiben Marinis sei, und daß sie achtgeben solle, es nicht zu verlieren. Aber sie fand nicht die italienischen Worte dafür, und es war auch gar nicht nötig. Peppa erriet sofort alles aus ihren Bewegungen und aus ihrer ganzen freudigen Aufregung. In ihrem plötzlich überströmenden Dankesgefühl wollte sie der jungen Wohlthäterin die Hand küssen, aber Marianne kam ihr zuvor und küßte sie auf die Lippen.

„Grazie, mille grazie!" hauchte Peppa in ihrer zierlichen Art und mit herzlicher Betonung.

16.

Für die Familie Marini und auch für diejenigen, die eine lebhaftere Teilnahme an Mario bezeigten, kamen nun Tage und Wochen der gespanntesten Aufregung und Sorge. Es stand für Peppa und ihren Vater, auch für Marianne und den Grafen Giuliano zu viel auf dem Spiele, als daß ihre Herzen nicht zittern und zagen, nicht bei jedem Schlag hoffen und fürchten sollten. Tags über waren ihre Gedanken bei dem Angeklagten und seiner Sache, und des Nachts spiegelte ihnen die aufgeregte Phantasie Gerichtsscenen, Rede und Gegenrede vor, an denen sie selbst den hervorragendsten Anteil nahmen, um die Richter zu belehren, sie zu beschwören und anzuflehen.

Von den Nachforschungen in den Grotten der Villa Marini war es wieder still geworden. Marianne hatte seit der Verhaftung Marios jedes Interesse an Brutus und seiner Zeit verloren, und ihr Vater war froh, nicht wieder Geld ausgeben zu müssen, um den Hirngespinsten seines Sohnes nachzugehen. Dieser letztere hatte gut schreiben und erinnern. Seine Schwester vertröstete ihn auf später. Wer hätte denn auch jetzt sich so mit der Sache befassen können, daß ein Erfolg möglich war? Mario saß im Gefängnis, Graf Giuliano ließ sich in der Villa Marini nicht mehr sehen, ihr Vater, dick und unbeholfen, wie er war, konnte und wollte bei diesen Arbeiten nicht zugegen sein.

Sollte sie selbst mit hinuntersteigen in die Grotten, damit die Arbeiter etwaige Funde nicht zerstören und stehlen konnten? Sie hätte es gethan, denn sie war mutig genug, aber ihr ganzes Interesse hing jetzt an Mario. Alles andere mußte warten. Agnelillo kam öfter nach der Villa Marini, wo er am Gitter stehend — hinein durfte er nicht — fragte, ob und wann die Arbeiten vor sich gehen würden. Er mußte auch warten, und das schien ihm gar nicht unangenehm zu sein.

In der letzten Oktoberwoche kam Marianens Mutter in Neapel an. Sie war eine behäbige, gutmütige Frau, der die Herzensgüte und das Wohlwollen aus den Augen leuchteten. Aber daß sie gerade bezaubert gewesen wäre von Neapel und seinen Bewohnern, das konnte man nicht sagen. Im Gegenteil war ihr das alles zu unruhig, zu hastig, zu lebensgefährlich. Wie konnte ein Mensch in einer solchen Stadt ruhig und glücklich leben, inmitten einer solchen schreienden, gröhlenden, ewig zankenden und streitenden, lügenden und betrügenden Menge?

Um diese Zeit wurde auch Peppas Bild der Villa Marini fertig. Mitten unter den Seelenqualen und Sorgen der jungen Künstlerin entstanden, war es doch ein Werk geworden, das die ganze klare Farbenpracht, die überschwengliche Ueppigkeit und Glut der südlichen Landschaft zur Erscheinung brachte und von einer ganz hervorragenden Begabung des jungen Mädchens Zeugnis ablegte. Es war ein Herbstbild, ein Sonnenuntergang mit dem Park und der Villa Marini im Vordergrund und dem weiten, leuchtenden Meer mit den Inseln Ischia und Procida im Hintergrund. Die Zeichnung ließ vielleicht zu wünschen übrig; man sah, es fehlte der Künstlerin noch die letzte technische Vollendung. Die Farbengebung war aber von einer genialen Originalität und packenden Kraft.

„Du kannst ihr nicht unter fünfhundert Lire dafür anbieten, Vater," sagte Fräulein Marianne zu ihrem Vater.

„Ach was!" antwortete dieser erschrocken.

„Aber ich bitte dich, ein solches Bild —"

„Ist doch nur ein ganz kleines Bild."

„Darauf kommt es bei der Kunst nicht an. Es ist ein Meisterstück. Und wenn du übermorgen wieder in München bist, zeigst du es dem Professor Riedhuber, der versteht's. Der wird dir schon sagen, daß du ein brillantes Geschäft gemacht hast."

Obermeyer war von der Sache nur wenig erbaut. Fünfhundert Lire! Da hätte schon das Liter Bier in München einen halben Pfennig teurer werden dürfen, damit er wieder auf seine Kosten kam. Aber endlich sagte er doch: „Nun gut! Ueber vierhundert Lire hat sie schon weg, geben wir ihr also noch hundert Lire, damit ist die Sache erledigt."

„Aber Vater, du kannst doch der jungen Dame nicht ein Darlehen abziehen, das du ihrem Vater gemacht hast."

„Sternsakra! Ich habe das Geld damals auf das Bild bezahlt."

„Wenn auch. Es ist nicht nobel, eine junge Künstlerin so zu behandeln, die das Geld doch so sehr, sehr notwendig braucht."

Obermeyer fluchte, seine Tochter schmeichelte und bettelte, schämte sich, Peppa hundert Lire anzubieten, und endlich einigte man sich auf zweihundert Lire, womit dann alles erledigt sei. Herr Obermeyer versprach außerdem noch, das Bild in München auf die Ausstellung zu bringen.

Und während dann Marianne davonsprang, um Peppa draußen mit ihren zweihundert Lire zu beglücken — ein Tropfen auf einen heißen, aber sehr heißen Stein — sprach Obermeyer, der noch an demselben Abend nach München abreisen wollte, zu seiner Frau ein ernstes Wort.

„Die Geschichte mit dem jungen Marini geht ihr nicht aus dem Kopf, das merke ich wohl. Sie träumt ja schon davon. Ich weiß nicht, was das werden soll. Die ganze Sache ist mir höchst fatal."

„Ist denn der junge Mann hübsch?" fragte seine Frau.

„I, das ist so ein gelecktes Kerlchen, weißt du, so bleich und ätherisch, wie es die Weibsleute jetzt gern haben, mit so großen, schwarzen Augen im Gesicht wie zwei Schusterleuchtkugeln. Und nun sitzt der arme Teufel auch noch im Loch. Das macht ihn natürlich in ihren Augen noch interessanter. Wenn das nicht wäre, ich wette, sie hätte niemals an ihn gedacht."

„Na, wir werden ja sehen, was das alles wird," beruhigte ihn seine Frau.

Die Einweihung der Scheffel-Gedenktafel beim Wildkirchli (Appenzell). (S. 244)

„Was das werden soll?“ brauste er auf. „Nichts soll's werden. Ich bitte dich, ein Mensch, der in Untersuchung sitzt wegen — wegen —“

„Nun, wenn es nun nicht wahr ist? Sie sagt ja, er wäre unschuldig.“

„Was heißt unschuldig? Was weiß sie denn davon? Gieb ihr nur nicht so viel Geld, Elise, denn sie trägt ja doch alles zu dem Verteidiger hin, einem gewissen Saturini, von dem sie neulich sogar einen Brief erhielt. Der Kerl ist auch so ein Stoßvogel, weißt du. Ein Mensch, der auf alles losschießt, was nur wie eine Beute aussieht.“

Die elterlichen Auseinandersetzungen wurden hier unterbrochen, weil Marianne mit Peppa hereinstürmte und letztere sofort auf Obermeyer losging, um ihm zu danken für das nach ihrer Ansicht großartige Honorar. Sie küßte ihm mit ihrer ganzen Lebendigkeit und Wärme die Hand und sagte zu ihm: „Ich bin so glücklich, daß Ihnen das Bild gefällt. Ich fürchtete schon, es würde Ihnen nicht gefallen.“

Obermeyer wurde es bei dem sehr lebendigen Dank der hübschen Neapolitanerin doch etwas anders ums Herz.

„Es ist gut, mein Kind. Sie haben Ihre Sache sehr gut gemacht, und das Bild soll auch in München ausgestellt werden. Seien Sie nur weiterhin recht fleißig, so wird es Ihnen an Aufträgen schon nicht fehlen.“

Er strich über die Hand, wo die brennend heißen Lippen Peppas gelegen hatten, und wunderte sich, wie jemand so heiße und doch so weiche Lippen haben könne. Es war eine so stürmische Wärme in dem Wesen des jungen Mädchens, eine so überquellende, frische Jugend, wie er sie — ach! seit so langen Jahren nicht mehr gekannt hatte.

„Siehst du, Elise,“ sagte er später zu seiner Frau, als sie wieder allein waren, „das ist seine Schwester, und genau so ist er auch. Stürmisch, begabt, aufgeweckt, aber auch flatterhaft, leichtsinnig, wie ihr Vater, ein unseliges Erbe. Indessen, ich glaube, sie sind innerlich doch gut, diese Marinis. Sie haben nur ein so schauderbares Pech. Sie sind die geborenen Pechvögel, und das kommt alles von ihrem verdammten Leichtsinn.“

An demselben Abend fuhr Obermeyer mit dem Nachtzuge ab nach Norden. Agnelillo, der gerade von der kleinen Marina an der Mergellina kam, sah ihn mit seinen beiden großen Koffern in der Droschke vorbeifahren nach dem Bahnhof. Nachdenklich sah er dem Wagen eine Weile nach.

„Er ist fort,“ murmelte er dann, „nun sind die beiden Frauen allein in der Villa Marini, nun wird es schon gehen.“

Agnelillo legte seit dem Tode Don Leones eine noch viel größere Anhänglichkeit an die Villa Marini an den Tag als vorher, trotzdem ihn Don Leone für seine Aufpasserdienste entschädigt hatte, und er jetzt von niemand etwas dafür bekam. Aber er näherte sich ihr wie nur immer möglich und war oft tagelang in ihrer Nähe; ja es war sogar schon vorgekommen, daß er heimlich des Nachts von der Seeseite aus in den Park gestiegen war, mit Zittern und Grausen allerdings, denn Agnelillo, obwohl durchaus kräftig und robust gebaut, zitterte wie Espenlaub, wenn er sich nachts einer so unheimlichen Gegend, wie es für ihn der Park und besonders die Grotten der Villa Marini waren, näherte. Er konnte sich das selbst nicht erklären.

Kapitänleutnant Georg Rosenstock v. Rhöneck †. (S. 244)
Nach einer Photographie von Fr. Kloppmann Nachf. (Ferd. Brandt) in Wilhelmshaven.

Hunderte von Malen murmelte er vor sich hin, daß ja die Geschichten von dem Fischmenschen, der angeblich auf dem Grunde des Meeres lebe und die Menschen, wenn er sie erwischen könne, hinabziehe, und all der andere schaurige Märchenkram, den die Fischer sich erzählten, eitel Lug und Trug sei. Das nützte aber alles nichts. Wenn er sich den verwünschten Grotten näherte, überfiel ihn doch wieder ein Zittern, daß er kaum die Ruder halten konnte. Eine Gänsehaut überlief ihn, als ob ihm jeden Augenblick die Haare zu Berge stehen müßten.

Um seine öfteren Nachsuchungen an den Ufern der Villa Marini zu erklären, hatte er sich eine Angel angeschafft — er war seit dem Tode Don Leones gar nicht mehr so unbemittelt als früher, ließ aber davon gegen niemand etwas merken — und that nun so, als ob er des Fischens halber an der Küste des Posilippo hin und her fahre. Für die Barke brauchte er nichts zu bezahlen. Er hatte dem Fischer, dem sie gehörte, vorgeschwatzt, er würde ihm nächstens Fremde zuweisen, die eine Barke mieten wollten. Diese müßten dann natürlich mitbezahlen, was er schuldig sei. Ein solches Abkommen ist in Neapel nichts Ungewöhnliches.

Auch jetzt kam Agnelillo von einem solchen Ausflug zurück, aber auch heute hatte er es nicht über sich gewinnen können, eine der Grotten zu besuchen. „Es hat noch Zeit,“ tröstete er sich selbst, „es ist jetzt noch nicht zu befürchten, daß mir andere zuvorkommen,“ und er war froh, einen Grund zu haben, um seiner Furcht nachgeben zu können. In der Hand trug Agnelillo sein Angelzeug und eine doppelhenkelige Steinflasche in der Form der antiken Amphoren, wie sie noch heutzutage vielfach in Neapel benutzt werden, um das Trinkwasser frisch zu erhalten. Aber Wasser war in der Flasche nicht. Wenn er den Kork lüftete, so entstieg der kleinen Oeffnung ein moderiger, unangenehmer Blutgeruch. Gleichwohl hütete Agnelillo die Flasche wie seinen Augapfel und stellte sie, als er zu Hause angekommen war, in seinen kleinen Wandschrank, den er sorgfältig verschloß.

„Was ist denn nur in der alten, ekelhaften Flasche, Agnelillo?“ fragte die Brigida. „Warum wirfst du sie nicht fort? Sie stinkt.“

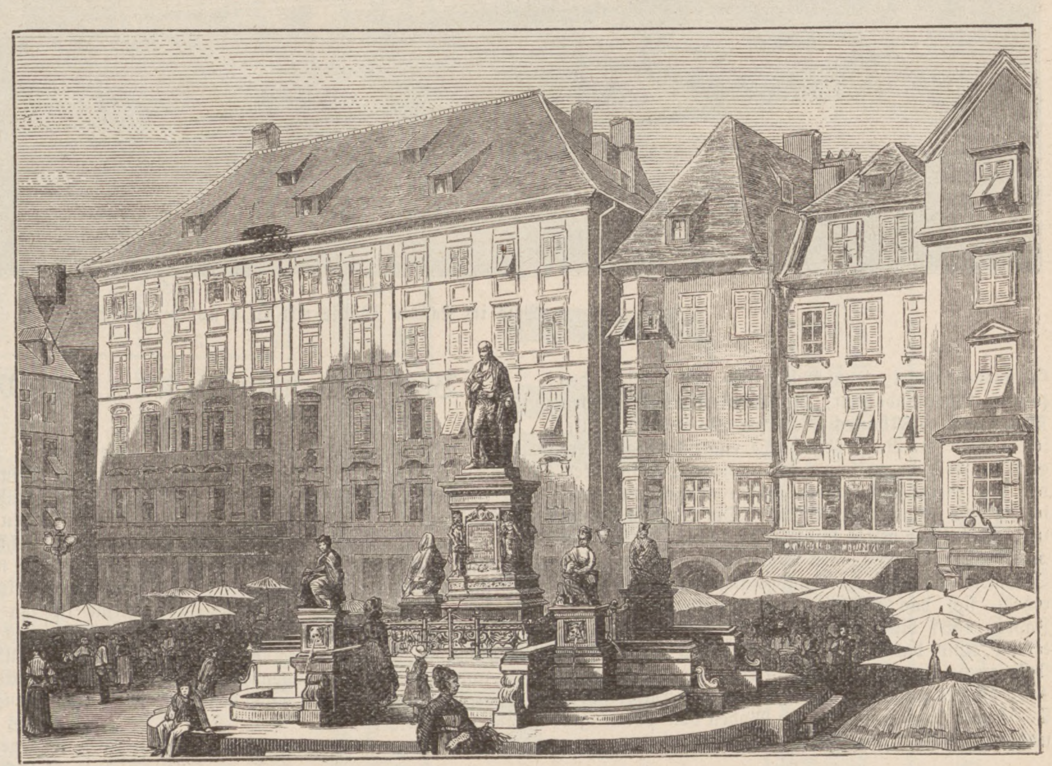
„Regenwürmer zum Angeln sind darin,“ erwiderte Agnelillo gleichgültig. Dann aber schien er sich anders zu besinnen, er fuhr, drohend vor die alte Frau hin tretend, fort: „Daß du mir nicht nachspionierst. Verstanden? Die Flasche enthält ein Heiligtum. Wehe dir, wenn jemand davon erfährt, Brigida! Dein Tod wäre dir gewiß.“

Die Alte schlug das Kreuz und trat scheu vor ihm zurück.

„San Antonio beschütze mich,“ murmelte sie und ging fort, an ihren Waschtrog, der im Hausflur stand. Stumm, aber mit harten energischen Bewegungen patschte sie in dem Seifenwasser herum, nur von Zeit zu Zeit sah sie sich verstohlen nach Agnelillo um, der noch im Zimmer herumhantierte.

„Was geht's mich an? Was geht's mich an?“ murmelte sie dann wieder leise vor sich hin und wusch weiter. Endlich ging Agnelillo abermals fort.

Es war schon finster, als er die Straße wieder betrat. Er trabte munter die Rampa di San Antonio hinunter und kam nach einiger Zeit nach der Villa Nazionale, wo außerordentlich viel Menschen sich versammelt hatten, weil dort die Stadtkapelle konzertierte. Auch Agnelillo hielt sich hier eine Weile auf und lauschte den flotten Weisen, welche die Musik spielte, aber er hatte offenbar noch mehr vor, als der Musik zuzuhören. Er ging nach einem kleinen halben Stündchen weiter durch die Chiaja nach dem Toledo hinauf, bis zum Vicolo sette Dolori. Hier blieb er einige Zeit stehen und beobachtete den Barbierladen, der neben dem Geschäftslokal des alten Don Leone war. Er schien indessen darin nicht zu entdecken, was er suchte, und so postierte er sich



Der Hauptplatz mit dem Erzherzog Johann-Denkmal in Graz. (S. 244)

an den Stand einer Wasserverkäuferin, der an der Stelle war, wo der Vicolo in den Toledo mündete.

(Fortsetzung folgt.)

Illustrierte Rundschau.

Der neue preußische Minister der öffentlichen Arbeiten, **Generalmajor a. D. Hermann Budde,** ist am 15. November 1851 in Bensberg bei Köln geboren, zeichnete sich als Leutnant im deutsch-französischen Kriege aus und rückte schnell vor. Während des größten Teils seiner militärischen Laufbahn gehörte er der Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabes an, deren Chef er 1895 wurde. 1901 nahm er seinen Abschied, um als Direktor der deutschen Waffen- und Munitionsfabrik zu Berlin in den Dienst der Privatindustrie zu treten. Jetzt hat ihn der Kaiser wieder in den Staatsdienst berufen. — An der senkrechten Felswand der Ebenalp, beim Wildkirchli, inmitten der Appenzeller Gebirgswelt, ist dem Dichter des „Ekkehard", **Viktor Scheffel,** ein **Denkmal** gesetzt worden. Es besteht aus einer bronzenen Platte mit dem lorbeergekrönten Reliefbildnis des Gefeierten. Bei der Einweihung pries der Züricher Studentengesangverein in Liedern die Scheffelsche Muse, und dazwischen tönten die Jodler eines Appenzeller Sängerchors. — Dicht vor Cuxhaven wurde das Torpedoboot S 42 von dem englischen Dampfer „Firsby" angerannt und zum Sinken gebracht. Drei Matrosen wurden bei dem Zusammenstoß sofort getötet. Dank der Geistesgegenwart, dem Mute und der Umsicht des jungen Kommandanten, **Kapitänleutnants Georg Rosenstock v. Rhöneck,** konnten alle anderen Leute, sowie vier an Bord befindliche englische Passagiere gerettet werden, während der tapfere Schiffsführer, der bis zuletzt auf seinem Posten ausgeharrt hatte, mit seinem Fahrzeuge versank. Die Marine hat in ihm einen ihrer besten Offiziere verloren. — Auf dem **Hauptplatz** der reizenden Stadt **Graz,** in der diesen Sommer das deutsche Bundessängerfest stattfindet, erhebt sich das prächtige neue Rathaus, in den Jahren 1887 bis 1892 im deutschen Renaissancestil erbaut, und davor das **Standbild des Erzherzogs Johann,** einstigen Reichsverwesers, der am 11. Mai 1859 in der Hauptstadt der grünen Steiermark starb. Es ist aus Erzguß nach einem Modell von Pönninger und wurde 1876 errichtet.



Brig im Kanton Wallis mit Blick auf den Simplon.

Brig im Kanton Wallis.

(Mit Bild.)

Als Ausgangspunkt der Postfahrten über den Simplon und jener auf die Furka und nach Andermatt ist Brig schon längst eine der wichtigsten Verkehrsstationen der südlichen Schweiz. Nach der Eröffnung der Simplonbahn, deren Riesentunnel von hier nach Iselle führt, wird das freundliche Städchen noch an Bedeutung gewinnen. Es liegt am Austritt des frischen Gletscherabstroms der Saltine in das Rhonethal, 688 Meter hoch, am nördlichen Fuße des Simplon, ist Endpunkt der oberen Rhonethalbahn und bietet einen schönen Ausblick nach Süden in das Thal des Monte Leone, dessen weiße Firnen herüberleuchten.

Vetter Fritz in den Sommerferien.

(Mit Bild auf Seite 245.)

Verwandtenbesuche, die etwas Abwechslung bringen, werden auf dem Lande stets mit Freuden begrüßt, doppelt willkommen aber ist den jungen Töchtern des Gutsbesitzers natürlich ein Vetter, der es versteht, mit liebenswürdiger Galanterie ihnen den Hof zu machen. So ein flotter Bruder Studio wie Vetter Fritz auf unserem Bilde! Das ist ein Jubel, wenn ihn der Wagen, der ihn vom Bahnhof abgeholt hat, ans Parkthor bringt. Er steigt aus — richtig — vollbepackt mit auserlesenen Sachen für die drei Leckermäulchen, die ihn jetzt begrüßen. Noch hat er keine Hand frei, um das Glas Wein zu ergreifen, das ihm zum Willkommen die älteste der drei entgegenhält. Aber solch ein Bruder Studio weiß sich auch aus solcher Situation leicht herauszufinden; er wird den zwei jüngeren die Süßigkeiten lassen, das



Vetter Fritz in den Sommerferien. (S. 244)

Glas ergreifen und leeren und der schönen Spenderin zum Lohn einen Vetternkuß auf die frischen Lippen drücken.

Der Mut.

Aus dem Tagebuch eines alten Corpsstudenten.

Von **Robert Misch.**

(Nachdruck verboten.)

München, 30. Juli 1872.

Als ich gestern über den Theaterplatz ging, wurde ich plötzlich angerufen: „Du, Gengenbach — Leibbursch!“ Ueberrascht wendete ich mich zu dem Rufenden. Es war mein „Leibfuchs“ Bergmann im vollen Schmuck unserer gemeinschaftlichen Farben.

„Nun, Leibfuchs, wohin wandelst du?“ fragte ich etwas herablassend.

„Auf die Kneipe.“

„Du Glücklicher, dir lacht noch der Frühschoppen. Wir Alten, die wir vor dem Examen stehen, müssen büffeln,“ sagte ich bedauernd, denn ich ging gerade ins Kolleg.

Dabei faßte ich ihn, der mich um mehr als Haupteslänge überragte, vertraulich unter den Arm, da ich ihn gern leiden mochte. Es schmeichelte ihm sichtlich, dies Zeichen herablassender Vertraulichkeit von seiten des früheren Corpsseniors, eines so alten, berühmten Schlägers, wie ich es bin.

„Hast du nicht heute nachmittag Zeit?“ fragte er in bittendem Ton.

„Wozu?“

„Ich soll heute bei der Schandhitze meine vierte Partie schlagen. Hoffentlich ist es wenigstens meine Rezeptionspartie.“

„Du sollst?“ rief ich verweisend. „Du willst wohl sagen, du darfst! Das muß eine Freude, ein Vergnügen für dich sein, Fuchs, und wenn's Pech und Schwefel regnet. Und ob's deine Rezeptionspartie wird, ob du bereits heute der großen Ehre gewürdigt wirst, Bursche zu werden, das bestimmen die Corpsburschen, und ein blutiger Fuchs hat sich aller Redensarten darüber zu enthalten. Daß du dir die frommen Wünsche und ausschweifenden Hoffnungen nicht abgewöhnen kannst!“

Bergmann ist ein hübscher, flotter und eleganter Junge, das ist nicht zu leugnen. Er ist immer guter Laune, kann einen guten Spaß und einen guten Stiefel vertragen und war daher bisher sehr beliebt im Corps. Und auch ich hatte ihn stets gern, trotzdem ich in letzter Zeit als Inaktiver wenig mit ihm zusammenkam.

Aber von jeher war es mein wohl erwogener und durch die Erfahrung erprobter Grundsatz: Füchse müssen streng behandelt werden, sonst schlagen sie über die Stränge.

Mit väterlichem Wohlwollen erkundigte ich mich dann, wer sein Gegenpaukant wäre.

„Der Schneider von den Teutonen, der so scheußlich schlägt und schon zwei Thüringer Füchse abgestochen hat.“

„Na, den wirst du dir doch nicht 'rankommen lassen!“ entgegnete ich mahnend. „Vor allem ruhig stehen, tadellos fechten, das erwarte ich von dir, Leibfuchs!“

„Möchtest du nicht hinkommen und mir sekundieren?“ bat er wieder.

„Hinkommen und zuschauen, das will ich. Aber sekundieren — nee, mein Lieber — das wäre dein Unglück, das habe ich schon wieder verlernt, wenn ich's überhaupt jemals recht gekonnt habe.“

Dann ging ich meiner Wege, während er siegesbewußt, sich im stillen wohl schon auf das dreifarbige Corpsburschenband freuend, dem Frühschoppenlokal zuwanderte.

Richtig ging ich alter Paukfimpel aus Interesse für Bergmann am Nachmittag ins Corpscafé, obwohl ich mir täglich vornahm, meine Zeit nicht mehr in der Kneipe oder auf Mensuren zu verbummeln. Dem Leibfuchs zuliebe machte ich einmal eine Ausnahme. Mit freudigem Zuruf und herzlichem Händeschütteln wurde ich von meinen Corpsbrüdern empfangen.

Von zwei bis drei Uhr nachmittags ist bei uns Rhenanen offizielles Corpscafé. Hier werden alle wichtigen und unwichtigen Aktionen unseres Staates im kleinen festgesetzt und besprochen. Man trinkt seinen Kaffee und spielt seinen Skat oder Ramsch, bis die Mensuren anfangen.

Um drei Uhr leeren sich dann schnell die Tische. Gruppenweise begaben wir uns heute in die Teutonenkneipe, wo auf der rechten Wandseite wir, die Rhenanen, auf der linken die Teutonen Posto faßten. Verheißungs- und liebevoll hat hier unser Corpsbruder Kirchner, ein medizinkundiger Inaktiver im siebenten Semester, den man gemeiniglich den geheimen Sanitätsrat nennt, seine Flickbude am Fenster aufgeschlagen und wartet jetzt, mit seiner langen weißen Schürze angethan, die goldene Brille auf der Nase, bis man seiner ärztlichen Hilfe bedarf.

Nebenan auf langem Tisch hat der Corpsdiener das Paukzeug ausgebreitet. An der Wand lehnen sechs haarscharf geschliffene Mensurspeere, teils neu, teils schon mit zerschlagenem Korb und zerfetzten Farben. Paukbrillen, Kettenhandschuhe, seidene Halsbinden, Armbandagen, Herzmütze und Paukhose liegen wohlgeordnet in Reih und Glied da.

Nun konnte endlich die Fuchsenschlacht beginnen. Vier „Brandfüchse“ sollen heute ihrem Corpskonvent zeigen, ob sie würdig sind, das dreifarbige Burschenband zu tragen, ob man zu ihnen das Vertrauen haben könne, daß sie mit blanker Wehr das makellose Schild ihres Corps rein erhalten werden.

Bergmann sollte anfangen. Als er bandagiert wurde, trat ich nochmals zu ihm heran und flüsterte ihm leise zu: „Sei kalt wie eine Hundenase, Leibfuchs, schlage schneidig jeden Gang an, erwidere jeden Hieb und kontrolliere nach jedem Gang deine Stellung! Schön stehen und schneidig schlagen: das ist doch wahrhaftig nicht viel verlangt!“

Eine infernalische Hitze lag übrigens über dem Raum; alles qualmte und plauderte miteinander. Endlich konnte es losgehen. Die Paukanten standen sich gegenüber; der Unparteiische, ein Hanseate, malte seitwärts in der Mitte stehend die beiden Zirkel der beteiligten Corps auf seine Visitenkarte.

Unser Sekundant rief nach der üblichen Vorstellung der Paukanten und Sekundanten das stereotype „Herr Unparteiischer, wir bitten um Silentium für die Korona!“

„Silentium für die Korona!“ war die Antwort.

„Es steigt eine Partie Konvenienz. Zehn Minuten Rhenania contra Teutonia!“

„Wir sind's!“

„Wir auch!“

„Auf die Mensur! — Auslage! — Los!“

Die Speere blitzten in der Luft und rasselten mit Wucht gegeneinander. Der Gegenpaukant hatte gleich nach dem letzten Kommando eine unschöne Haltung angenommen; er legte sich nach der linken Seite über und schlug seine Hiebe aus der Kniebeuge mit der größten Kraft gegen die Terzseite von Bergmann. Das war häßlich anzusehen; das kommt von der schlechten Fechtmethode. Die Leute wissen eben nicht, was schön fechten heißt.

Ein Gang folgte dem anderen; es kam nichts heraus. Bergmann hielt sich bisher recht wacker. Im nächsten Gang aber — ich traute meinen Augen nicht — zuckte er plötzlich mit dem Kopf; er hatte in aller Form auf einen unparierten Hieb reagiert. Der Gegner hatte nun seine Achillesferse entdeckt, traf ihn wieder, und Bergmann fuhr wieder mit dem Kopf nach hinten. Jetzt fing mir aber das Blut zu kochen an.

„Das ist ja gemeine Kneiferei, ganz gemeine Feigheit!“ flüsterte ich meinen Corpsbrüdern leise zu. „Wie hat er denn auf den vorigen Mensuren gefochten?“

„Ja, die zweite Mensur wurde getadelt,“ entgegnete mir der Konsenior. „Aber die dritte war gut.“

„Nun hört aber alles auf!“ rief ich wütend.

Bergmann setzte eben in einem weiteren Gange seinem Thun die Krone auf, indem er wieder mit dem Kopf verschwunden war, um Pause bat und auf einem Stuhle förmlich zusammenknickte, wie es alle Kneifer machen. Die Teutonen lächelten höhnisch.

Na, dachte ich mir, da braucht man zu seiner Rezeptionsmensur nicht zu gratulieren. Mir war das Interesse für Bergmann und der Appetit für den Rest des Tages gründlich vergangen.

„Wißt ihr was,“ sagte ich leise zu dem empörten Senior, „den Bergmann, den schmeißt nur gleich, womöglich noch heute, 'raus, und zwar auf Nimmerwiedersehen. Für solche Feiglinge ist im Corps kein Platz.“

„Wird pünktlich besorgt,“ erwiderte er. „Hoffentlich werden die anderen Partien besser.“

Ich hatte genug für heute und ging. Ja, ja, es ist doch eine eigene Sache ums Fechten, das heißt ums anständige Fechten. Alle Narben sind nicht ruhmvoll. Aber von dem Bergmann hätte ich das wirklich nicht erwartet. Pfui Teufel! Der wird aber froh sein, daß er nicht mehr fechten muß; es scheint ihm furchtbar fatal zu sein. Kein Mut — kein echter, wahrer Mut in dem Kerl! —

Am selben Abend führte mich mein Weg ins Café B. Wer saß da im seidenen Mensurkäppchen? Mein Exleibfuchs Bergmann, aber ohne den geliebten Farbenschmuck. Er unterhielt sich lebhaft und heiter mit dem hübschen schwarzen Reserl. Was wird er dem Mädchen wohl alles vorgelogen haben wegen der plötzlichen Abwesenheit der Farben? Als er mich sah, drehte er sich verlegen ab, um mich nicht grüßen zu müssen.

Die Reserl kam schnell auf mich zu und sagte: „Da drüben sitzt Ihr Corpsbruder Bergmann.“

„Mir sehr gleichgültig. Der wird noch öfters allein sitzen. Trösten Sie ihn nur, den Ritter ohne Furcht und Tadel!“

Ich machte Kehrt und ging schnell wieder hinaus. Nein, ich will ihn nicht wiedersehen; er existiert einfach nicht mehr für mich. Hoffentlich schlägt er nach den Ferien, die ja vor der Thür stehen, seine Zelte anderswo auf. Hier ist er ja doch unmöglich. Wie hatte ich mich in dem Menschen getäuscht! Und sicherlich wird aus dem Kerl auch nichts Rechtes werden. Ein Mensch, der es nicht einmal fertig bringt, auf der Mensur mit der blanken Waffe in der Hand, ohne zu zucken und zu zagen, die Ehre seines Corps zu verfechten, der hat keinen Mut und keinen Charakter; der wird auch seinem Stande einmal keine Ehre machen, denn er hat keine moralische Widerstandskraft. Wenn's einen Krieg giebt, der wird schön laufen! Wenn das nicht unwiderleglich wahr ist, dann hätte ja die ganze Mensurenpaukerei keinen höheren moralischen Wert. Und den hat sie doch: sie stählt den Mut und den Charakter!

Westerland, Insel Sylt, 25. Juli 1896.

Wie doch das Leben einen zuweilen äfft, als wollte es sagen: „Schäm dich, du dum-

mer Kerl!" In sieben Jahren, so behaupten die Gelehrten, baut sich der Körper physisch vollkommen neu auf. Na, viel länger braucht man wahrhaftig nicht dazu, um auch seine Ansichten vollständig zu verändern und zu wechseln.

Wie grasgrün ist man doch noch in den schönen Jahren, in denen man sich studierenshalber in einer Universitätsstadt aufhält, in denen man meist sehr viel Bier trinkt und paukt, und wenn man Zeit hat, auch einige Kollegien besucht! Wie grasgrün ist man, und was für große Worte macht man über seine Läppereien!

Und nun zur Sache! Das Leben hat mir heute wieder einmal zugerufen: „Schäm dich, du dummer Kerl!" Hier sitze ich und schreibe wieder in mein Tagebuch — wie immer, wenn mir was Besonderes passiert; und um ein Haar hätte ich überhaupt nie wieder eine Feder in die Hand nehmen können.

Schon gestern hatte mich der Bademeister gewarnt, ich solle doch nicht so weit hinausschwimmen. Es wehte ziemlich stark aus Nordwest. Heute morgen war es noch viel schlimmer. Doch bisher war es mir immer geglückt, wieder an den Strand zurückzukommen, warum sollte es heute nicht auch gehen? Mein Mut, auf den ich mir immer so viel eingebildet hatte, verleitete mich und — na, kurz, es ging heute nicht. Weiß der Himmel, lag es am Wind oder woran sonst: es warf und zog mich förmlich gewaltsam vom Strande weg, so sehr ich auch kämpfte.

Die Kräfte hätten vielleicht noch 'ne Weile vorgehalten, aber die Nerven! Als ich merkte, daß ich nicht mehr zurückkönne, da durchrieselte mich ein kalter Schauer, dann lief mir das Blut siedend durch die Adern, mein Herz fing stürmisch zu klopfen an, ein Schleier legte sich mir vor die Augen. Die Angst, die rasende Angst! Ein kurzer Kampf, ein Matterwerden — das Wasser schoß mir in den Mund. Daß ich um Hilfe gerufen habe, erfuhr ich erst später. Jetzt ist's zu Ende, dachte ich noch, und mein ganzes Leben zog blitzgleich im Geiste an mir vorüber. Und dann kam eine grüne Finsternis und dann — dann fühlte ich plötzlich, daß mich etwas vorwärts stieß. Ich wollte mich instinktiv an dies Etwas klammern, aber es ließ sich nicht fangen, es stieß mich nur immer vorwärts, immer vorwärts, von hinten her. Als ich das merkte, kamen mir das halb entschwundene Bewußtsein und auch der Mut wieder.

Es hilft dir jemand, dachte ich mir. Das gab mir neue Kräfte; ich arbeitete mechanisch, instinktiv mit Händen und Füßen, und das rätselhafte Etwas half mir vorwärts. Und plötzlich war eine Stange da, an die ich mich klammerte, und ein Boot, in das man mich zog. Erleichtert sank ich darin nieder, und dann gurgelte und spie ich sehr viel Wasser aus.

Einige Minuten später fühlte ich den Strand unter mir, sah sehr viele Menschen um mich stehen und wurde halbbetäubt in eine Kabine geführt, wo mir der Bademeister einen tüchtigen Schnaps gab.

Als ich mein volles Bewußtsein wieder erlangt hatte, war natürlich meine erste Frage nach dem Lebensretter.

Der Bademeister kannte ihn nicht, versprach aber, Erkundigungen einzuziehen. Ehe er noch wiederkam, streckte sich ein mir unbekannter Kopf in meine Kabine, und eine Stimme rief: „Es wird Sie interessieren, wer Ihr Lebensretter ist, mein Herr. Es ist der Geheimrat Professor Bergmann aus München."

„Der berühmte Arzt und Naturforscher?" rief ich erstaunt.

„Derselbe."

Eine halbe Stunde später stand ich vor ihm und drückte ihm mit einigen warmen Dankesworten die Hand.

„Sie haben Ihr berühmtes Leben zwar an ein ganz unberühmtes gewagt, Herr Geheimrat; aber Sie haben einen Familienvater seiner Frau und seinen Kindern erhalten. Ich bin der Amtsrichter Gengenbach aus G."

Er wehrte höflich den Dank ab. Wir kamen dann in ein Gespräch und spazierten dabei in der Nähe des Kurhauses auf und ab.

„Da habe ich mir immer eingebildet, ich sei ein ganz leidlicher Schwimmer," sagte ich; „aber Sie, Herr Geheimrat, sind doch mein Meister. Wie haben Sie das nur fertig bekommen, gegen diesen Wogenandrang, gegen den ich nicht allein ankämpfen konnte, noch eine zweite Person in den Hafen zu bugsieren?"

Der große Mann — auch in physischer Beziehung groß — lächelte flüchtig, während er mit der Rechten auf sich zeigte und dann mich ansah. Ich verstand. Gegen diesen Riesen mit dem kolossal entwickelten Brustkasten war ich allerdings ein Schwächling.

„Nicht bloß das, Herr Amtsrichter," sagte er lächelnd, „Sie waren auch ermüdet und hatten Ihre Kräfte total verbraucht. Man sagte mir, daß Sie schon über eine Viertelstunde im Wasser seien. Ich kam eben frisch von der Ankleidezelle. Und dann die Angst —"

Ich muß wohl etwas verlegen ausgeschaut haben, denn er fuhr mit einem gütigen Lächeln schnell fort: „Na, das ist doch menschlich! Den Mutigsten überkommt plötzlich die Todesangst, die Nerven parieren nicht immer."

„Da sprechen Sie jedenfalls nicht aus eigener Erfahrung, Herr Geheimrat. Wenn man sich wie Sie in die indischen Pest- und Cholerahöhlen hineingewagt hat, aus bloßem Forschertrieb und Pflichtgefühl —"

„Wie können Sie das vergleichen? Dazu gehört ja ein gewisser moralischer Mut, aber so ein Moment der Todesangst — das hängt, wie gesagt, bloß mit den Nerven zusammen. Nun ja, ich habe mich in die schmutzigsten Pesthöhlen gewagt, ich bin heute ohne Zögern hinausgeschwommen; aber weder hier noch dort dachte ich überhaupt an die Gefahr, weil ich mich auf meine Gesundheit, auf meine Kräfte und Vorsichtsmaßregeln verlassen konnte. Ob mir aber bei einem Duell nicht plötzlich die Nerven versagen würden, ob ich nicht plötzlich zusammenknicken würde, das weiß ich doch nicht recht. So einem offenen Todesrachen gegenüberzustehen, das ist nicht jedermanns Sache; und meine Nerven sind auch keine Stricke."

Als ich einige zweifelnde Worte dazwischenwarf, fuhr er lächelnd fort: „Wollen Sie es glauben, Herr Amtsrichter, daß ich aus meinem Corps habe austreten müssen, weil ich auf der Mensur gekniffen habe? Sie wissen doch als alter Student, was das bedeutet? Ich hatte meine Nerven nicht recht in der Gewalt und zuckte zuweilen zusammen. Da mußte ich 'raus. Das war übrigens ein großes Glück für mich; ich wäre sonst wahrscheinlich verbummelt. Auf dem besten Wege war ich dazu. Als aber die Rhenanen nichts mehr von mir wissen wollten, ging ich nach Wien, trat dort nach solchen Erfahrungen natürlich in keine Verbindung mehr ein, sondern arbeitete fleißig und machte ein glänzendes Examen. — Aber was haben Sie denn?"

„Herr Geheimrat, Sie — Sie waren bei den Rhenanen in München?" stammelte ich verlegen, während es mich bald kalt, bald heiß überlief.

„Jawohl, aber nur als Fuchs."

„Dann — dann war ich ja Ihr Leibbursch. Erinnern Sie sich nicht mehr an den früheren Rhenanensenior Gengenbach mit dem großen roten Schmiß, den jetzt freilich der Bart zudeckt?"

Der berühmte Gelehrte sah mich groß und ernst an. Ich dachte schon, er würde mir den Rücken kehren. Aber dann lachte er plötzlich auf, so herzlich und anhaltend, daß ihm die hellen Thränen über die Backen liefen, ergriff meine beiden Hände und drückte sie warm.

„Sie sind der Gegenbach? Sei mir herzlich gegrüßt, alter Jugendfreund aus schönen, vergangenen Tagen!" Und der bedeutende Mann faßte mich armes Amtsrichterlein unter den Arm, so daß ich ganz stolz darauf war, und führte mich ins Kurhaus. Bald saßen wir vor einer Flasche Rüdesheimer, und ich mußte ihm erzählen, wie es mir im Leben ergangen war.

Zu Hause habe ich jene Episode aus dem Jahre 1872 wieder durchgelesen und dazu den Kopf geschüttelt und mir immer wieder gesagt: „Schäm dich, du dummer Kerl!"

Mannigfaltiges.

Eine Begegnung. — An einem schönen Vormittag im Juli des Jahres 1785 unternahm die Königin Marie Antoinette, begleitet von zwei Hofdamen, eine Ausfahrt nach dem an der Südwestseite des großen Parkes von Versailles belegenen Dorfe St. Cyr, um ein damals dort befindliches Erziehungsinstitut für adelige junge Damen zu besuchen. Der Besuch dauerte ungefähr eine Stunde. Weil das Wetter so schön war, beschloß Marie Antoinette bei der Rückkehr, einen Teil des Weges zu Fuß zurückzulegen. Eine der Hofdamen, der infolge ihres Alters das Gehen zu beschwerlich fiel, blieb in der Kutsche, die langsam den breiten Fahrweg durch den Park entlang fuhr. An einer bestimmten Stelle sollte diese halten, um die Königin und die andere Hofdame wieder aufzunehmen. Diese hatten inzwischen seitwärts einen Fußpfad eingeschlagen und sich in den schattigsten Teil des Parkes begeben.

Nach kaum einer halben Stunde vernahmen sie plötzlich Donnergrollen, und der Himmel verfinsterte sich über den Laubkronen der hohen Bäume. Darüber in einige Bestürzung geratend, strebte jetzt die Königin mit ihrer Begleiterin eifriger vorwärts, um so rasch wie möglich wieder zum Wagen zu gelangen. Ziemlich unbekannt mit diesem Teil des großen Parkes, verirrten sie sich aber auf den sich durchschlängelnden Pfaden und gelangten zuletzt durch ein offenstehendes Thor ins Freie und auf die Landstraße, als gerade der Regen gewaltig niederzuströmen begann.

In der Ferne sahen sie die Häuser eines Dorfes und nahebei ein einsames nettes Landhäuschen, nach welchem sie unverweilt hinliefen. Eine junge hübsche Frau, an deren Kleid sich ein kleines, niedliches Mädchen festklammerte, trat ihnen entgegen. Die Frau, die Königin erkennend, schien höchst bestürzt.

„Eure Majestät suchen Schutz in diesem Hause?" rief sie.

„Ja, liebe Frau, dazu sehen wir uns gezwungen," versetzte die Königin. Und sie trat mit ihrer Begleiterin hastig ins Haus.

Es war ein behaglich und elegant ausgestattetes Wohnzimmer, in welches die beiden geführt wurden. Auf einem Sofa nahmen sie Platz.

Das Gewitter tobte ärger als zuvor, gepeitscht von dem Sturmwind, der sich erhoben hatte. Es wurde fast kein Wort gesprochen. Alle waren von Furcht und Angst ergriffen.

Plötzlich trat ein Mann in die Stube, dessen Gesicht ein flammender Blitz für einen Augenblick grell beleuchtete. Er mochte etwa vierzig Jahre alt sein, war von auffallend kräftigem Körperbau, und sein Antlitz zeigte einen sehr ernsten, fast düsteren Ausdruck. Die Königin empfand ein unwillkürliches Grauen, als sie diesen Mann erblickte.

Verwundert über solch hohen Besuch, der in seinem Hause Einkehr gehalten hatte, verneigte er sich ehrerbietigst und verließ wieder das Zimmer, ohne ein Wort gesprochen zu haben.

„Wer war das?" fragte Marie Antoinette.

„Mein Mann," versetzte die Frau.

„Was ist Ihr Mann?"

„Beamter."

Die hübsche junge Frau sprach das Wort mit etwas zögernder Betonung aus.

Zum Glück verzog sich das Gewitter so rasch, wie es gekommen war. Die Sonne begann wieder freundlich zu scheinen. Die Königin und ihre Begleiterin erhoben sich und eilten vor die Hausthür. Sie vernahmen das Herbeirollen eines Wagens. Es war ihre eigene Kutsche, in welcher halbtot vor Angst die alte Hofdame saß.

Das kleine Mädchen des Hauses näherte sich schüchtern und überreichte der Königin, gleichsam zum Abschied, einige frisch abgeschnittene Blumen. Marie Antoinette griff in ihre seidene Börse und entnahm ihr einen neuen funkelnden Louisdor, den sie der kleinen Blumenspenderin schenkte. Dann stieg sie, gefolgt von ihrer Begleiterin, in den Wagen. Unterdessen hatte ein Lakai etwas scheu der älteren Hofdame einige Worte zugeflüstert.

Nachdem die Kutsche eine Strecke weit vorwärts gerollt war, sagte die alte Dame ziemlich erregt: „Eure Majestät hätten sich lieber nicht unter jenes Dach begeben sollen."

„Warum nicht, liebe Gräfin?" fragte die Königin.

„Uebrigens mußte ich notgedrungen vor der Gefahr des Gewitters dort Zuflucht suchen."

„Eure Majestät haben es also nicht in Erfahrung gebracht, welche Persönlichkeit in dem Hause wohnt?"

„Nein; genau weiß ich es nicht, wer der Besitzer ist. Doch die junge nette Frau des Hauses sagte mir, ihr Mann sei Beamter."

„Das ist er freilich, aber ein Beamter von ganz besonderer Art."

„Liebe Gräfin, erklären Sie mir das."

„Er heißt Sanson."

„Nun?"

„Haben Eure Majestät den Namen früher noch nie gehört?"

„Ich glaube nicht, vermag mich wenigstens nicht darauf zu besinnen."

„Es ist derjenige, den das Volk „Monsieur de Paris" nennt. Um es ganz deutlich zu sagen: der Scharfrichter ist's, der dort in dem Häuschen seine Sommerfrische genießt und von seiner grausigen Berufsarbeit ausruht."

„Mein Gott!" rief Marie Antoinette entsetzt. Sie warf die Blumen, welche sie bis dahin noch in der Hand gehalten hatte, in den Schlamm der regennassen Landstraße. Dann sagte sie: „Deshalb also empfand ich ein solch seltsames geheimnisvolles Grauen, als ich den Mann sah. . . . Hoffentlich sehe ich ihn niemals wieder!"

— — — — — — — — — — — — — —

Marie Antoinette sah aber Sanson doch noch einmal, und zwar an jenem verhängnisvollen Tage, als sie ihr Haupt unter das Fallbeil der Guillotine legen mußte. Das Grauen, welches sie damals bei dem Anblick des ihr noch unbekannten Mannes so seltsam empfunden hatte, war also gewissermaßen ein ahnungsvolles gewesen. [F. L.]

Humoristisches.



Vergleich.

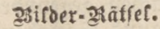
Herr: Diese Pyramiden sind viertausendjährige Riesen.

Aelteres Fräulein: Wie jung kommt man sich dagegen vor!

Wissensdrang. Zuchthausdirektor (zum Einbrecher, der nach langer Haft entlassen werden soll): Haben Sie vielleicht noch einen Wunsch, den ich Ihnen erfüllen könnte, Huber? Sträfling (auf den offenen Geldschrank im Bureau zeigend): Ja, Herr Direktor, ich möcht' mir gern 'mal das Schloß von so einem modern gebauten Geldschrank ansehen.

Es wird hiermit bekannt gemacht! — Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts herrschte in Halle a. d. Saale wie in anderen deutschen Städten der damaligen Zeit noch die Sitte, die wichtigsten Neuigkeiten durch einen Ausrufer öffentlich bekannt zu geben. Der Hallische Ausrufer zeichnete sich dadurch aus, daß er eine ungemein starke Stimme besaß und seine Ankündigung stets mit den Worten begann: „Es wird hiermit bekannt gemacht," wobei er die Stimme auf dem „Es" so lange ruhen ließ, wie es ihm der Atem gestattete. Das machte den Studenten Spaß; sie traten jedesmal an ihr Zimmerfenster und ließen das „Es" fortissimo weiter tönen, so daß der Inhalt der Bekanntmachung gar nicht hörbar wurde. Der Ausrufer stieß die anzüglichsten Redensarten aus, die von den Studenten mit schallendem Jubel entgegengenommen wurden, und schickte sich darauf an, seinen Spruch zu wiederholen. Sowie er aber begann: „Eees —" so ging auch das Nachäffen der Studenten von neuem los. Dieser Uebelstand griff derart um sich, daß der Magistrat zu Halle die alte Sitte endlich abschaffte und seine Ankündigungen, Erlasse und Beschlüsse fernerhin durch Anschlag am Rathause bekannt machen ließ. [D.]

Bilder-Rätsel.





Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung des Bilder-Rätsels „Medusenhaupt" in Nr. 30: Den Schlüssel zur Lösung der Aufgabe bilden die Zahlen I bis X, mit denen man die Buchstaben der Inschrift der Reihe nach fortlaufend bezeichnet. So hat man die Bedeutung der Zahlen im Kreise, und diese ergeben dann, durch die betreffenden Buchstaben ersetzt, den Text: „Charlotte Corday".

Silben-Rätsel.

Drei Silben, man errät sie leicht:
Die letzte ganz der ersten gleicht;
Zwei Zeichen nur — sie deuten an,
Was man darinnen finden kann.
Die Mittelsilbe ist ein Wicht,
Dem Würde, Ernst und Fleiß gebricht;
Ein Modenarr, ein eitler Tropf,
Im Herzen kalt und leer im Kopf.
Zum fremden Prinzen macht sofort
Die erste Silbe unser Wort,
Und fügt man ihm die letzte zu,
Wird zur Prinzessin es im Nu.

Auflösung folgt in Nr. 32.

Homonym.

Ist es dein Werk, bist du befriedigt sehr;
Und ist's dies Rätsel hier, dann ist es keines mehr.

Auflösung folgt in Nr. 32.

Auflösung der dreisilbigen Charade in Nr. 30: Straußfeder.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.